

Natur, Kultur und Zivilisation

Eine landschaftskundliche Wanderung zwischen mehreren Welten

Von Thomas Marti

was im Umkreis lebt. Wir möchten uns auf möglichst vielfältige Weise in die Erscheinungen einleben.

Heugeruch, Sonnenterrassen und Gartenzwerge

Es ist früher Vormittag. Die Morgenfrische liegt noch in der würzigen, nach gemähtem Gras und trocknendem Heu riechenden Luft. Seit den frühen Morgenstunden schon jagen die wendigen Mauersegler mit ihrem unverwechselbar lauten „sriiü, sriiü“ durch den Äther und ziehen hier Pfeilschnell ihre Kreise. Der wolkenlose Himmel erstrahlt in einem tiefen, transparenten Blau und lässt die Welt noch rein und unverbraucht erscheinen. Die Sonne hat ihre volle Kraft noch nicht entfaltet, aber heute wird ein sehr warmer Hochsommer werden.

Unser Weg mit dem Ziel Burgen führt zunächst auf einem schmalen und lang gestreckten Asphaltsträßchen durch Zeneggen, taleinwärts Richtung Süden. Links unter uns erstreckt sich in der Tiefe das Vispental, welches sich weiter hinten ins Saasertal und Mattertal teilt, und vor uns thronen die mächtigen und im reinen Morgenlicht strahlenden weißen Gipfel der Mischabelgruppe mit Dom (4545m), Nadelhorn (4327m), Lenzspitze (4294m), Stechnadelhorn (4241m) und Balfrin (3796m). Nach den Häusern im Dorf ziehen wir vorbei an den alten und dunklen, sonnenverbrannten Wohnhäusern, Ställen und Stadeln der ehemaligen Weiler Wicherried, Blatt und Gstei. Früher lagen diese Häusergruppen je für sich und umgeben von gut gepflegten Gemüsegärten und viel Grünland, wo Schafe, Ziegen und Maultiere weideten – heute sind diese nahezu zu einer gesamten Siedlung zusammengewachsen, hauptsächlich durch die zahlreichen Ferienchalets, die in der jüngeren Zeit entlang des Sträßchens entstanden. Es sind Chalets, wie wir sie überall auf der Welt finden, wo sich Städter ferienhalber gerne niederlassen. Jedes dieser Chalets ist wie ein Reich für sich: „Anemone“, „Bietschhorn“ oder „Waldesruh“ heißen sie hier. Sie sind eingezäunt und mit fein

Die Wanderung, über die ich hier berichten werde und die ich seit vielen Jahren mit Lehramtsstudenten im Sommer durchführe, erfolgt aus pflanzenkundlichem Anlass: Die Studierenden sollen die Pflanzen nicht einseitig von ihren morphologischen Merkmalen her und, mit Lupe und Pinzette ausgerüstet, Blütenblätter zählend kennen lernen, sondern sie in ihrer spezifischen Gesamtgestaltung und hineinkomponiert in die übergeordneten Erscheinungszusammenhänge erfassen und verstehen lernen. Die konkrete Landschaft mit allen ihren irgendwie erlebbaren Elementen ist der geeignete Hintergrund, um die Pflanzenwelt und ihre Einbettung in ein größeres Lebensgefüge studieren und verstehen zu können.

Ausgangspunkt unserer Wanderung ist Zeneggen, eine kleine Walliser-Gemeinde am Eingang zum Vispental und auf rund 1400 Metern über Meer gelegen. Die Siedlungsgeschichte reicht weit in die Vergangenheit zurück, die frühesten Spuren menschlicher Anwesenheit stammen aus der mittleren Bronzezeit vor mehr als 3000 Jahren. Alte Bewässerungsanlagen lassen darauf schließen, dass Viehhaltung und Ackerbau vermutlich bereits zu Zeiten der Römer betrieben wurden. Die heutige Gemeinde ist aus einem genossenschaftlichen Zusammenschluss von mehr als einem Dutzend weit zerstreuter Weiler entstanden. Das Zentrum, das heute als Dorf gelten darf, wurde durch die im 17. Jahrhundert gebaute Kirche bestimmt. Klimatisch gehört Zeneggen in die Region mit den geringsten Jahresniederschlägen des Alpenraumes. Ohne Wasser aus einem hoch entwickelten, aber einfachen Bewässerungssystem wäre

Landwirtschaft hier undenkbar, von der die Menschen bis in die jüngere Vergangenheit hauptsächlich gelebt haben. Heute gibt es in Zeneggen noch einen einzigen Vollerwerbsbetrieb.

Auf Grund der Geschichte und der natürlichen Bedingungen sind auf dem ganzen Gemeindegebiet ungezählte Lebensräume mit einer äußerst vielseitigen Tier- und Pflanzenwelt entstanden, viele mit nationaler Bedeutung und einem besonderen ästhetischen Reiz. Die meisten von ihnen entspringen einer über Generationen betriebenen Pflege und Bewirtschaftung, weshalb diese trotz ihrer Naturnähe als Elemente einer vom Menschen über lange Jahrhunderte geschaffene Kulturlandschaft angesehen werden müssen. In der jüngeren Zeit gibt es zahlreiche Anstrengungen, diese samt den dazugehörigen Wegen, Stützmauern, Wasserleitungen, Stadeln und Wiesen zu regenerieren und sie vor dem Zerfall oder dem Vordringen des Waldes zu schützen.

Der Weg soll uns nun von Zeneggen nach *Burgen* in der Gemeinde Törbel führen. Dieser Nachbarweiler ist mit strammem Schritt in einer knappen Stunde problemlos zu erreichen, die Höhenunterschiede sind nur gering. Aber es geht uns nicht um sportliche Leistung, sondern um den Weg als solchem. Die Langsamkeit ist hier die Kunst, die zur Hingabe führt und vor voreiligen Urteilen bewahrt. Deshalb nehmen wir uns mindestens 4 Stunden Zeit, um möglichst viele und farbige Eindrücke und satte Bilder zu sammeln. Es soll möglich werden, an den verschiedenen Stellen auch länger zu verweilen, zu zeichnen oder zu schreiben, vielleicht eine Strecke auch wieder zurück zu gehen und aufzunehmen,

säuberlich geputzten Garagevorfahrten ausgestattet, mit kurz gehaltenem Einheitsrasen und großen vorgelagerten Terrassen, bestückt mit Liegestühlen, Sonnenschirm und Gartengrill. Besonders drollig sind die Heerscharen von Gartenzwerge, Bambis, Schneewittchenfiguren und weiteren Kunstgegenständen, die so manchen Garten zieren; beeindruckend auch die Unzahl von geradezu museal präsentierten Sammlungen altertümlicher Gerätschaften an Treppenaufgängen oder Carports. Die Aussicht ins Tal und auf die weißen Schneegipfel der Walliser-Hochalpen ist überwältigend, die Luft ist rein, lärmigen Straßenverkehr gibt's keinen, und unschwer kann man sich vorstellen, auf einer dieser Sonnenterrassen seine Zeit in Muße zu verbringen, ungestört auszuspannen und sich vom stressigen Alltag in der Stadt zu erholen.

Das Fahrsträßchen endet bei den letzten Häusern mit einem Wendepunkt für den Postbus. Von hier aus führt der Fußweg nun leicht ansteigend in den Gsteiwald. Bis vor kurzem gab es hier noch eine kleine Abbaustelle für Mauersteine und Schotter – Baumaterial für die immer wiederkehrenden Bau- und Unterhaltsarbeiten im Dorf. Neuerdings steht hier eine gigantische Blockmauer als Schutz vor einem möglichen Abbruch der Felsen, die hoch über dem letzten Weiler aus dem Wald ragen und die Häuser mit Unheil bedrohen.

Im alten Land der *Godswärgji*

Der Weg, den wir jetzt begehen werden, ist Teil eines vermutlich schon in frühgeschichtlicher Zeit benutzten Verkehrsweges von Visp über Zeneggen und Törbel nach Zermatt und über den Theodulpass ins italienische Aostatal. Diesem ehemaligen Säumerweg folgen wir jetzt und befinden uns nach nur wenigen Schritten ganz im dichten Wald. Was für eine völlig andere Welt eröffnet sich uns hier! Der hochstämmige Bergwald zieht sich über viele hundert Meter die steile Talflanke hoch, er wirkt durch die vielen alten, über und über mit langen Bartflechten behangenen und vom Wetter gezeichneten Bäume

dunkel, düster und etwas greisenhaft – wie aus uralter Zeit herkommend. Es sind v.a. knorrige Fichten und eigenwillige Lärchen sowie eingestreute Birken und Wacholderbüsche, die diesem Wald ihr Gepräge verleihen. Am eindrucklichsten sind aber die gigantisch großen Felsbrocken, die den Wald mit ihrem wilden Durcheinander prägen. Angeblich waren diese in vorhistorischer Zeit bei einem Bergsturz herunter gepoltet und mussten den gesamten Wald bis weit ins Tal hinab mit elementarster Gewalt zerstört haben. Auf diesen Bergrümpeln hat sich der jetzige Wald neu gebildet und steht wieder mit alter Kraft. Diese Felsbrocken, viele schier so massig wie ein Haus, sind dicht mit sattgrünen Moospolstern und Farnen bewachsen oder mit Flechten und brauner Lärchenstreu bedeckt. Leuchtend bunt blühende Pflanzen sucht man da vergebens, da und dort findet man die zart weißen Blüten des Trauben-Steinbrechs – ansonsten sind Braun, Grau und dunkles Grün die vorherrschenden Farbtöne in dieser Welt. Die dicken Bäume zwängen sich durch die Klüfte zwischen den Steinbrocken, umkrallen diese mit ihrem Wurzelwerk, und aus den schwarzen Tiefen der Höhlen und Spalten ist selbst im Hochsommer noch immer eine feuchte Kühle zu spüren. Der Himmel ist durch die Baumkronen kaum zu sehen, direktes Sonnenlicht fällt nur sehr spärlich ein, und unter bedecktem Himmel, bei Regen oder gar bei Nebel verbreitet sich hier eine geradezu mystisch-verwunschene und etwas unheimliche Stille. Außer dem fernen Verkehrsgeräusch, dem leisen Wispern des Windes und dem vereinzelt heiseren Ruf von Krähen ist hier kaum etwas zu vernehmen. Ohne Kraxlerei gibt es da kein wirkliches Durchkommen, der Fußweg ist tatsächlich die einzige Möglichkeit, sich ohne größere Mühe durch dieses unwegsame und abweisende Gelände fortzubewegen. Wehe dem, der sich da hineinwagt, sich irgendwo ein Bein bricht und nicht mehr weiterkommt! Man kann sich leicht vorstellen, dass die

Leute zu früheren Zeiten hier allerlei Begegnungen mit den menschensternen Kobolden, Trollen oder „*Godswärgji*“ (wie die Zwerge hier hießen) gehabt haben mussten.

Mit dem Turmfalken auf Augenhöhe

Der Weg führt uns nun bald aus dieser uralten Welt hinaus ins Freie. Waren wir eben noch umhüllt von der geheimnisvollen Atmosphäre des greisenhaften Waldes, so gelangen wir nun auf eine geradezu luftige und durchsonnte Kanzel: Über uns öffnet sich der unendlich ausgedehnte Himmel, der Blick reicht bis weit ins Saasertal und hoch zu den Gipfeln der Mischabelgruppe, und aus dem mehr als 600 Meter tiefen Tal hört man das ständige Rauschen des Flusses und das Poltern der Maschinen im Kieswerk. Die Häuschen weit unten im Tal, die Züge der Zermatterbahn und die Autos auf der Strasse erscheinen winzig klein und nehmen sich aus wie in einer Spielzeuglandschaft. Nicht selten kann man von hier aus und quasi auf Augenhöhe den Turmfalken oder gar den Steinadler beobachten, wie sie im glänzenden Sonnenlicht über dem noch schattigen Talgrund dahin segeln. Der Weg wird jetzt stellenweise recht schmal, und tief unter uns am Fuß des jäh und fast senkrecht abfallenden Felsgeländes kann man weitere Geröll- und Blockhalden ausmachen: offenbar ist auch hier der Berg einstmals abgebrochen und hat in der Steilwand nur kleine Vorsprünge und schmale Simse hinterlassen, auf deren einem nun unser Weg führt. Beidseits dieses etwas ausgesetzten Weges erstrecken sich enge Grasbänder, abschüssige Wiesenflächen und steile Felsen, das Licht und die Sonnenwärme umspielen einen wohlthuend. Rundum strahlt's bunt und duftet's würzig von der Vielfalt bunt blühender Kräuter, und von überall her ist ein reges Geflatter, Summen und Zirpen der ungezählt vielen Insekten zu vernehmen. Trotz der Schönheiten dieses erhabenen Ortes ist aber nicht zu verkennen, dass wir auch hier elementarsten Naturkräften ausgesetzt

sind, deren rohe Gewalt nicht zu unterschätzen ist. An der höchsten und exponiertesten Stelle des Weges ist denn auch ein kleines Bildstöckchen mit der Mutter Gottes in den Fels eingelassen – wohl zur Einkehr und Besinnung, dass sich der Wanderer hier trotz der äußeren Gefahren stets auch behütet und beschützt fühlen darf!

Ein lichter, weihevoller Wald

Nach kurzer Zeit kommen wir auf unserem Weg erneut in einen geschlossenen Wald, der jedoch jetzt einladend, licht und leicht wirkt. Diesmal sind es fast ausschließlich geradstämmig gewachsene hohe Lärchen, alle ungefähr gleich alt und bis weit nach oben astfrei. Wie die Säulen einer gotischen Kathedrale tragen sie das durchlichtete Kronendach dieses Waldes und schaffen einen sanften und geradezu feierlich wirkenden Innenraum. Jungholz und Büsche fehlen, stattdessen bedeckt eine einheitlich hellgrüne und sanft-weiche Grasflur die Erde. Der jetzt ebene Weg ist dick mit Lärchnadeln belegt, so dass man hier wie auf einem weichen Teppich wandelt und das Gefühl bekommen kann, sich in einem weihevollen Ruheraum zu befinden. Offensichtlich wird dieser Wald gepflegt, jedenfalls finden sich am Fuß der Lärchen aufgeschichtete Haufen heruntergefallener Äste. Einzelne dieser Flächen sind auch eingezäunt, und tatsächlich weiden in diesem Waldabschnitt oftmals Schafe, manchmal auch Jungrinder. Anscheinend wird hier noch Waldweide betrieben, allerdings nicht von Zeneggen, sondern vom benachbarten Burgen und Törl aus. Ein Zaun, eine alte Tränke sowie ein weitgehend schon zerfallener Stall deuten darauf hin, dass die Waldweide hier schon seit sehr langer Zeit betrieben wird und dem Wald das parkähnliche Gepräge verliehen hat, das wir bis heute vorfinden.

Vielfalt und Reichtum

Auf unserem Fortgang verändert sich das Landschaftsbild erneut. Kaum haben wir den Lärchenwald verlassen,

prägen jetzt Laubbäume und Sträucher das Bild: Esche, Birke, Wildkirsche, Mehlbeerbaum, Heckenrose, Berberitze und Himbeere sind hier bestandsbildend und durchsetzen die vielen Freiflächen. Hier wachsen viele Gräser und tausendfältig blühende Kräuter wie z.B. Blutroter Storchschnabel, Gemeiner Hornklee, Ausgebreitete Glockenblume, Echtes Labkraut, Nickende Distel, Wermut, Feld-Witwenblume, Glänzende Skabiose sowie auf den Steinmüerchen entlang des Weges Bergthymian, Gelber und Weisser Mauerpfeffer und Alpen-Hauswurz – der Platz reicht hier nicht aus, um die ganze Pflanzenvielfalt an diesem Ort auch nur annähernd wiederzugeben! Dazu gehören unzählige Krabbeltiere wie Spinnen und Insekten: zirpende Grashüpfer, summende Wildbienen, schwirrende Schwebefliegen, geschäftige Ameisen, apart im Sonnenlicht schaukelnde Schmetterlinge, brummende Käfer sowie eine Vielzahl von Singvögeln, die von überall her laut zwitschernd oder leise fabulierend zu hören sind und die allesamt und untrennbar mit zu dieser äußerst lebendigen und reichhaltigen Welt gehören. So muss es einmal im Garten Eden gewesen sein! Und wenn man aufmerksam ist, dann lässt sich hier auch die Anwesenheit des Menschen bemerken: das Gelände war oberhalb des Weges und weit hangabwärts einmal terrassiert, jedenfalls lassen viele versteckte Mauerüberreste sowie die horizontal verlaufenden Baum- und Buschhecken darauf schließen. Offensichtlich wurde hier lange Zeit Ackerbau betrieben und vermutlich Brotgetreide angebaut – für andere Zwecke wäre die doch sehr aufwändige Terrassierung in diesem Gebiet kaum verständlich. Das muss aber schon lange Zeit zurückliegen, der Stand der Verbuschung sowie eigene Beobachtungen aus den vergangenen 30 Jahren lassen vermuten, dass der Ackerbau hier vor vielen Jahrzehnten schon aufgegeben und das Land vorerst noch als Weide für Schafe, Ziegen und Jungrinder genutzt wurde.

Burgen: ein Kleinod von Siedlung...

Nun sind die Häuschen von Burgen schon in Sichtweite: Vor uns öffnet sich ein vergleichsweise lieblich anmutendes und fast ebenes Gelände, an dessen südlichen Rand etwas erhöht die Häuschen des Weilers gebaut sind. Freundlich und nett stehen sie dicht an dicht in der Landschaft. Der Ort liegt auf einer Schulter, talseitig fällt diese jäh viele hundert Meter ab und bietet der Siedlung nur wenig Platz. Hauptsächlich bergwärts aber liegen saftig grüne Mähwiesen, deren Kräuter sofort erkennen lassen, dass hier regelmäßig gemäht und auch Stallmist ausgebracht wird. Die Wiesen sind durchsetzt von vereinzelt Buschhecken und Baumgruppen, aber frei von Steinhaufen und kleineren Unebenheiten, sie lassen sich gut mit Maschinen bearbeiten und werden bis heute mit einem funktionierenden Bewässerungssystem mit dem lebenswichtigen Nass versorgt.

Der Weiler mit seinen rund dreißig Häuschen – kleine Stadel, Ställe und Wohnhäuser – ist sehr eng gebaut und mit seinem typischen Baustil ein Schmuckstück von Siedlung. Die Häuschen wurden nach Walserart im Blockbau und aus Lärchenholz errichtet, welches in der Sonne dunkelbraun bis schwarz wird, kaum verwittert und Jahrhunderte lang hält. Das Bauen war, wie auch die Arbeit auf den Wiesen, Äckern und im Wald, Gemeinschaftswerk. Jedes Haus ist ein Original und wurde augenfällig so gebaut, wie es sich eben ins Ganze fügte. Ästhetik und Funktion bilden eine ungeschiedene Einheit. Man kann leicht erkennen, dass dieser Bauanlage keine abstrakte Planung vorausgegangen sein kann, sondern dass sich der Weiler Häuschen für Häuschen organisch so entwickelt hat, wie es das Gelände zuließ und das Leben der Menschen es erforderte. Die Wohnhäuser sind alle sonnseitig gelegen und nach Süden ausgerichtet, die Ställe und Scheunen stehen im hinteren Bereich und nahe den Wiesen und ehemaligen Äckern. Viele der Häuschen

sind auf nackten Felsköpfen gebaut und mit Mauern oder Holzständern abgestützt, dazwischen sind Treppen und steile Gehwege oder kleine Gemüsegärten mit Beerensträuchern und Obstbäumen angelegt. Ebene Stellen gibt es kaum, das heute asphaltierte enge Sträßchen war wohl immer der einzige Verkehrsweg für Schlitten und kleinere Fuhrwerke. Ein einziger noch heute plätschernder Brunnen im Zentrum der Häusergruppe hat die Menschen von Burgen mit Wasser versorgt.

Heute sind die allermeisten Gebäude restauriert und wieder wie früher mit dem silberhellen Quarzschiefer eingedeckt. Die gegenwärtigen Besitzer – meist die Erben der ehemaligen Bewohner – sind offensichtlich bemüht, die Häuser bis in kleinste Einzelheiten im Originalzustand zu erhalten und für die Renovationen die fähigsten Handwerker zu engagieren. Überall und Schritt auf Tritt stößt man auf handwerklich liebevoll ausgearbeitete Details. Die Häuser, wie die ganze Siedlung, sind eine Augenweide.

Burgen wird seit längerem nicht mehr ganzjährig bewohnt, die meisten Menschen kommen wohl nur noch am Wochenende oder für die Heuernte hierher. Deshalb wirkt die Siedlung auch nicht mehr wirklich belebt: So fehlen die Kühe und Kälber, die meckernden Ziegen und blökenden Schafe, es fehlen die Maultiere, die gackernden Hühner und die herum streunenden Katzen, die Hunde, es fehlen die Misthaufen vor den Ställen, der Stallgeruch und die Fliegen, es fehlt das aufgeschichtete Brennholz, der aus den Kaminen aufsteigende Rauch, die an der Leine trocknende Wäsche. Und natürlich vermissen wir die Begegnung mit den Menschen – spielende Kinder, arbeitende Männer und Frauen, die von einem langen Arbeitsleben gezeichneten Greise. Die letzten Leute, die noch von ihrer Kindheit und ihrem Leben in Burgen berichten konnten, sind ausgezogen oder längst verstorben. Diese erzählten beispielsweise von der schweren Arbeit damals, von der Mühsal auf den Äckerchen und dem gefährlichen

Holzschlag in den Wäldern um Burgen, sie berichteten von ihren kinderreichen Familien, von ihrem weiten Schulweg ins benachbarte Törbel, vom vielen Schnee und der lange Monate dauernden Einsamkeit im Winter, von der spärlich fließenden Milch, vom harten Käse und trockenen Roggenbrot, das mäuse sicher in den Speichern gelagert werden und bis ins Folgejahr reichen musste, um die Menschen zu ernähren. Sie erzählten vom Doktor oder Pfarrer, die nachts gerufen werden mussten, weil eine Kindsgeburt schwierig verlief oder ein Mensch im Sterben lag.

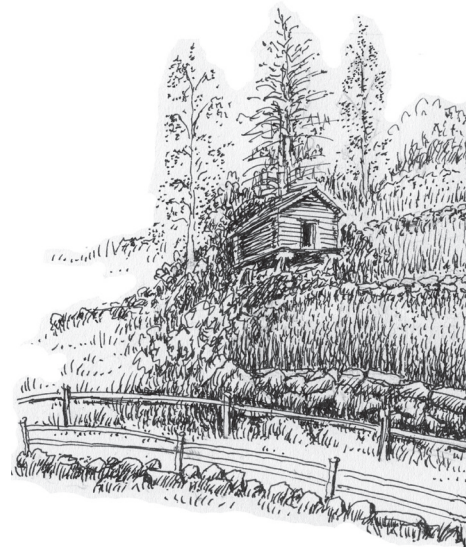
... und ein Kulturzentrum

All das ist Geschichte. Aber das Bild von Burgen wäre unvollständig, wenn nicht auch die kleine Kapelle erwähnt würde, die an der höchsten Stelle auf einem Felskopf steht und sich durch ihren weißen Außenputz reizvoll von den vielen geschwärzten Häuschen abhebt. Sie ist im 15. Jahrhundert von Peter Wyss zu Ehren der Heiligen Schutzmantelmadonna erbaut worden und kann wie als Sinnbild dieser kleinen Siedlung aufgefasst werden. Die schlichte Kapelle mit ihrem schmucken Glockenträger aus Tuffstein gehörte zum Kirchspiel Stalden. Und zu Lebzeiten von Burgen kam der Pfarrer regelmäßig hoch, um hier die Messe zu lesen. Man kann sich gut vorstellen, dass die ansässigen Menschen in dieser Kapelle durch ihre Fürbitte Kraft, Zuversicht und auch Trost erhielten für das entbehrensreiche und alles andere als behagliche und bequeme Leben an diesem Ort. Es ist bestimmt nicht übertrieben zu behaupten, dass diese Kapelle die Bedeutung eines geistigen Kraftortes hatte, der die Menschen im Kultus über alle Alltagsorgen hinweg versöhnte und zusammenführte und von wo aus die kräftigenden Impulse zur Gestaltung und Bewältigung des Lebens inmitten einer ständig bedrohlichen und unbarmherzigen Natur ausgingen.

Ökologische Wertschöpfung durch Polarität und Steigerung

An dieser Stelle ist es angezeigt, auf den hinter uns liegenden Weg zurück zu blicken, in den abwechslungsreichen Teilstrecken nach Verbindendem zu fragen und eventuelle Zusammenhänge aufzuspüren.

Zunächst können wir feststellen, dass Burgen mit seiner Kapelle den größtmöglichen Gegensatz darstellt zum Ausgangspunkt unseres Weges: Dort erlebten wir die elementare und gleichsam rohe Natur sowohl mit ihrer zerstörerisch wirkenden Gewalt wie auch mit der Kraft des Wachstums und der Regeneration des Waldes – hier in Burgen erfahren wir die Kraft des gestaltenden und pflegenden Menschen, über Jahrhunderte hinweg getragen durch Traditionen mit ihren Ritualen, Werten und Gewissheiten. Diese mögen sakral oder profan und individuell oder kollektiv ausgeübt worden sein – entscheidend war, dass die Menschen ihrem Leben eine Bedeutung oder Sinnrichtung verliehen haben, die ihnen auch die Kraft und Entschlossenheit gab, Dinge zu tun, welche deutlich über ein bloßes Überleben und die materielle Existenzsicherung hinausgingen und zu einer Umgestaltung der Landschaft und ihrer gesamten Lebewelt führten. Dies ist beispielsweise durch die Waldrodung und Entbuschung geschehen, wodurch nicht nur neue Flächen gewonnen und für den Ackerbau genutzt werden konnten, sondern auch neue Lebensräume für ungezählt viele Tier- und Pflanzenarten entstanden. Man kann hier von einer eigentlichen *ökologischen Wertschöpfung* sprechen und sich daran erinnern, dass selbst Hochkulturen ihren Ausgangspunkt in der Agrikultur hatten – was nichts anderes bedeutet als „*Bebauung und Pflege des Ackers, der Erde*“. Eine ökologische Wertschöpfung war wohl kaum bewusste Absicht der damaligen Menschen, gerade der mittlere Teil unseres Weges beweist aber, dass Eingriffe in natürliche Landschaften nicht zerstörerisch sein müssen, sondern



Kulturimpuls strahlt aus

Halbschematischer Transekt entlang des Weges nach Burgen. Die drei Einzelbilder sind in ihrer Entfernung zueinander nicht maßstabgetreu dargestellt. Aus Platzgründen fehlt der Abschnitt mit der Waldweide (Zeichnung Marti).

– wie im vorliegenden Fall noch nach Jahrzehnten zu bemerken ist – zu einer nachhaltigen Steigerung der Vielfalt und des lebendigen Reichtums führen kann. Was wir hier bis heute antreffen, wäre nicht möglich gewesen, wenn der Mensch nicht aus einem bestimmten Kulturimpuls heraus und in ständiger Auseinandersetzung mit den natürlichen Gegebenheiten gestalterisch aktiv gewesen wäre. Ohne diese kulturelle Tätigkeit würde hier ein relativ einförmiger und artenarmer Wald mit Fichten und Lärchen stehen, so wie er in den Alpentälern unter vergleichbaren Bedingungen und natürlicherweise überall steht. Kultur ist eine Steigerung und Bereicherung von Natur.

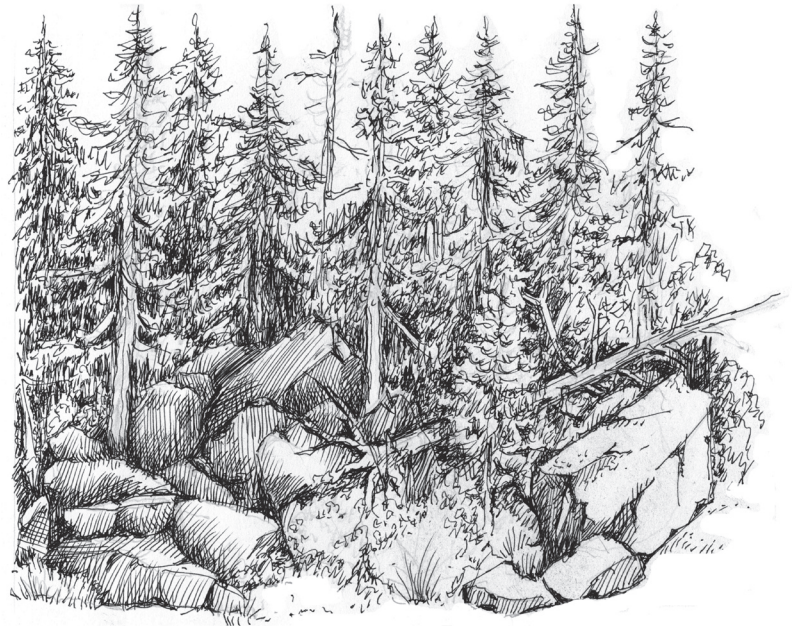
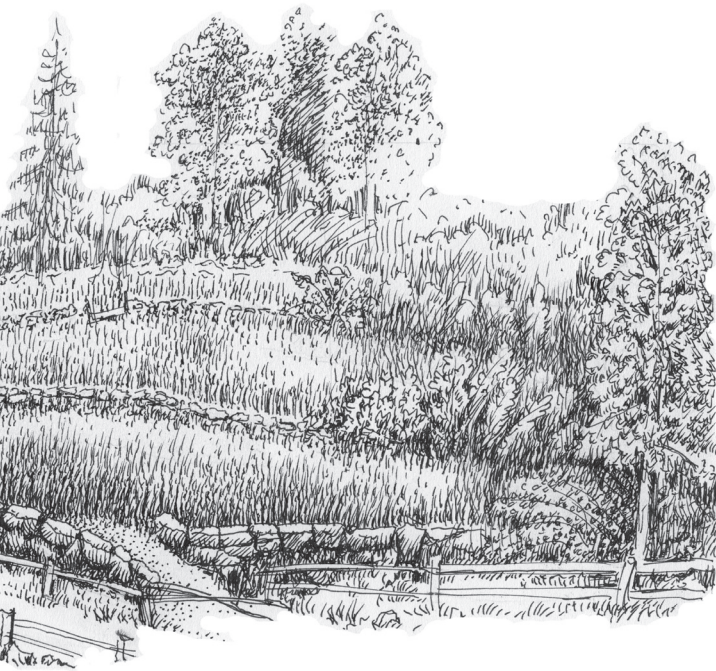
Gehen wir nun unseren Weg wieder zurück in Richtung Zeneggen! Zunächst verlassen wir Burgen mit seinen Tierställen, wo die Tiere täglich mehrmals versorgt werden wollten, wo die Milch zu Käse und Butter verarbeitet werden musste, wo die Gemüse- und Kräutergärten regelmäßige und häufige Pflege und Verarbeitung der Ernte erforderten – alles Verrichtungen, die man als intensive Bewirtschaftung bezeichnen könnte und für die es sinnvoll und zweckmäßig war, wenn sie so nah wie möglich lagen. Dann durchqueren wir die Mähwiesen und Weiden und gelangen zu der Stelle, wo Ackerbau

betrieben und Brotgetreide angebaut wurde. Dies war gewiss eine sehr schwere Arbeit, die vermutlich größtenteils von Hand bewältigt wurde und viele Arbeitsgänge erforderte: Hochtragen der abgerutschten Ackererde in Tragkörben (oder „Tschiferen“), Hacken der Äcker mit der Spitzhaue, Aussäen, Ernten, Eintragen und Dreschen des Getreides. Begonnen wurde mit Hacken oder Umbrechen meist im „Brachmonat“ (Juni), ausgesät wurde im August oder September, so dass das Getreide im Winter ruhen konnte und im Folgejahr zeitig zu wachsen und Halme zu bilden anfang. Im Mai oder Juni konnte dann geerntet und im Herbst oder Winter gedroschen werden. Das waren alles sehr intensive Arbeiten, erlaubten aber auch Zwischenzeiten, in denen andere Arbeiten verrichtet werden konnten. Die Äcker mussten deshalb nicht so nahe wie möglich liegen und konnten auch etwas abseits bestellt werden. Wenn wir unserem Rückweg nun weiter folgen, gelangen wir in den Waldabschnitt, in den die Tiere zur Weide getrieben wurden – vermutlich Jungrinder, die noch nicht gemolken werden mussten und für eine gewisse Zeit sich selbst überlassen werden konnten. Auf unserem Rückweg ist die Waldweide als Form der extensiven Viehhaltung die letzte Spur mensch-

licher Tätigkeit, jetzt folgen noch der exponierte Abschnitt mit dem Bildstöckchen und dann das unwegsame Gelände mit dem alten Wald im ehemaligen Bergsturzgebiet. Bis hierher sind die Bauern aus Burgen wohl nur selten gekommen...

Ur-kulturelle Tätigkeit

In der Überschau des zurückgelegten Weges zeigt sich uns, dass die pflegerischen Arbeiten in Burgen am intensivsten waren und die „rohe Natur“ hier am stärksten zurückgedrängt wurde. Am Ende unseres Rückweges sind die Verhältnisse geradezu reziprok. Und im Mittelbereich, da wo Ackerbau betrieben wurde, durchdringen sich der von Burgen ausgehende Kulturimpuls und die ihm entgegen wirkende „rohe Natur“ und findet sich bis heute die am stärksten gesteigerte lebendige Vielfalt (siehe Abbildung oben). Künstliche Grenzen gibt es auf dem gesamten Weg keine, die Übergänge erscheinen gleichsam „natürlich“, die Bereiche durchdringen sich gegenseitig und bilden als Ganzes ein organisches Gefüge. Dies konnte nur deshalb entstehen, weil die Menschen sich auf die lebendigen Verhältnisse eingelassen haben und mit ihnen umzugehen lernten, sie lebten in ständiger existenzieller Beziehung zu den natürlichen Gege-



„rohe“ Natur wirkt herein

benheiten – gleichsam „im Einklang mit der Natur“ – und haben sich dadurch als Menschen in der Natur quasi inkorporiert. Ich möchte dies eine *ur-kulturelle* Tätigkeit nennen.

Prozess der Entfremdung

Es gibt keine Zweifel: Vergleichbares gab es auch in Zeneggen mit seinen vielen ehemaligen Weilern. Was wir auf unserem Weg durchs Dorf jedoch als Errungenschaften der modernen Zeit antreffen – die beschriebenen Ferienchalets und alles, was ihre Bewohner an Bedürfnissen und Sehnsüchten aus der Stadt mitbringen und hier ausleben – macht deutlich, dass wir es da mit Erscheinungen zu tun haben, die sich fundamental von denen in Burgen (oder in den ehemaligen Weilern von Zeneggen) unterscheiden. Man kann diese Erscheinungen als Ausdruck von Lebensverhältnissen auffassen, die sich aus einem *Prozess der Zivilisation* ergeben haben.

Dem Wort nach bedeutet Zivilisation „Bürgertum“, eigentlich „*Stadtbürgertum*“ (lat. *civis* = Bürger). Ein Bürger ist der Bewohner einer Stadt, die sich, einer Burg ähnlich, vom Umland abgrenzt. In diesem Sinn zeichnet sich das Bürgertum dadurch aus, dass es sich von der barbarischen und primitiven Lebensweise des ländlichen Bauerntums abhebt. Im Unterschied zu diesem führt es selber nämlich ein gesittetes, d.h. die elementaren Triebe und primitiven

Affekte beherrschendes Leben. Dazu gehören neben manierlichen Umgangsformen höhere Ansprüche an das gesellschaftliche Ansehen, eine dem sozialen Status angemessene schulische Bildung, ein „anständiger“ Beruf mit einem entsprechenden Einkommen und Portefeuille. Weiter gehört zum Bürgertum eine gesteigerte Bedeutung von privatem Besitz und die Verfügbarkeit technischer Errungenschaften zwecks Verbesserung des Komforts. Der Bürger ist ein Privatmensch und als solcher in seiner Verfassung misstrauisch gegenüber dem Gemeinwesen, vor dem er seinen persönlichen Besitz zu schützen versucht. Er möchte sein Leben im Griff haben, wozu er mögliche Risiken klar abschätzen und sich vor allen Unwägbarkeiten optimal absichern und versichern möchte. Freizeit und Arbeit sind klar getrennt, so genannt kulturelle Tätigkeiten gehören nicht zum Ernst des bürgerlichen Lebens und genießen Sonderrechte. Für die geleistete Arbeit beansprucht der Bürger Ende Monat eine „Entschädigung“, und von der Arbeit erholt er sich während seiner Ferien gerne außerhalb der Stadt. Auf dem Lande genießt er die Freiheit der Muße, die Ruhe und die Ursprünglichkeit von naturnahen und unverbauten Landschaften, er bewundert die Zeugnisse aus vergangener Zeit, besucht Museen und bestaunt hier die damaligen Menschen, ihre Kultur und wie sie früher gelebt haben. Das gehört zu seinem

Bildungsstand. Gleichzeitig hält sich aber der Stadtbürger das rohe Leben reflexartig vom Leibe, er lebt und tut am liebsten wie zuhause in der Stadt, gönnt sich die gewohnten Annehmlichkeiten und gerät dadurch in eine bemerkenswerte Entzweiung oder *Entfremdung* – primär der Natur gegenüber. Diese ist noch angenehme, unterhaltsame Kulisse, gehört aber nicht mehr wirklich ins eigene Leben. Der Verlust einer existenziellen Beziehungsfähigkeit zum elementar Natürlichen und Ursprünglichen ist zum Schicksal des zivilisierten Stadtmenschen geworden, er verhält sich als Fremder, als Zaungast oder besuchender Außenbeobachter – oft auch als Störefried. Als solcher *erholt* er sich auf dem Lande, in der Natur – was aber *bringt* er außer Geld und städtischen Gewohnheiten mit in diese ihm fremd gewordene Welt?

Die mittelalterliche Stadtmauer mit ihrer trennenden Funktion des Ein- und Ausschließens kann geradezu als Sinnbild der zivilisierten Lebensweise gelten – in der Neuzeit ist es das private Grundstück, eingezäunt und abgesichert, möglichst in gut erschlossener, aber ruhiger und unverbaute Lage.

„Burgen“ ist überall – Burgen ist der Fall

Dem Schicksal des Zivilisationsprozesses entrinnt auch unser Burgen, und mit ihm viele Tausende anderer Orte auf der ganzen Welt, nicht. „*Burgen*“

ist überall. Und wenn ich eben „*unser Burgen*“ geschrieben habe, dann deshalb, weil wir Gegenwartsmenschen alle unweigerlich an diesem Prozess der Zivilisierung beteiligt sind. Der Stadtbürger – auch der Staatsbürger –, das sind wir, du und ich. Der Zivilisationsprozess ist längst ein globaler Vorgang und nicht umkehrbar, es gibt kein wirkliches Zurück, ein Ausstieg ist unmöglich. Wer dem Zivilisationsprozess den Rücken zuwendet, indem er sich als Alternative zum Stadtleben in eine ländliche Idylle zurückziehen und hier ein „natürliches“ Leben führen möchte, gewinnt vielleicht privat für sich selber etwas, die Wurzeln des Problems werden dadurch aber nicht berührt. Wie Burgen exemplarisch zeigt, führen auch der Denkmalschutz und das Konservieren von historischem Kulturgut nicht wirklich weiter. Diese Bemühungen sind zwar ausdrücklich zu würdigen, aber letztlich führen sie zu nichts Neuem und bleiben museal. Meines Wissens sind bisher auch alle Aussteigerprojekte gescheitert oder stagnierten in ihrer Entwicklung, wenn sie nicht von einem neuen, originalen Kulturimpuls beseelt, von neuen Ideen beflügelt und mit gegenwartsbezogenen und zukunftssträchtigen Aufgaben verbunden wurden. Um dies zu realisieren, braucht es keine Wiederbelebung verlassener Bergdörfer (schließt dies aber auch nicht zwangsläufig aus). Es braucht vielmehr Menschen, die sich gemeinsam einer Aufgabe widmen, etwas aufbauen und neu gestalten wollen und sich dazu nicht nur äußerlich absprechen und sich organisieren, sondern die sich, wie ich es nennen möchte, immer wieder und erneut auch *im Geiste* aufsuchen. Es braucht Menschen, die Fragen haben, an sich selbst, an die Welt, und diese nicht aus der historischen Vorwelt heraus beantworten wollen, sondern in der ständigen praktischen Auseinandersetzung mit den Erscheinungen der Gegenwart. Das ist auch in Stadtgebieten sinnvoll.

Für pädagogische Projekte z.B. könnte die „*Allgemeine Menschenkunde*“ eine Grundlage dafür bilden. Hier wird in der Einleitung für die Lehrerinnen und

Lehrer gesagt, dass man mit der Aufgabe (der neu zu begründenden Schule) nur zurecht kommen könne, wenn man diese Aufgabe „*nicht bloß betrachte als eine intellektuell-gemütliche, sondern als eine im höchsten Sinne moralisch-geistige*“ (Steiner 1919). Das dürfte generell gelten: der Zivilisationsprozess und die ihm innewohnende Entzweiung kann nicht auf nostalgische oder „*intellektuell-gemütliche*“ Weise überwunden werden, sondern nur dadurch, dass wir uns *verbindlich* mit einer Aufgabe verbinden und uns immer wieder neu bemühen, möglichst bewusst an die wesentlichen Quellen des Lebendigen als einer *geistigen Realität* heranzukommen. Die *Zusammenhänge*, die sich in der Landschaft um Burgen auffinden lassen, sind *geistiger* Natur und Ergebnis einer kulturellen Tat. Was die Menschen aber damals, unbewusst und aus der Empfindung heraus und über viele Generationen hinweg durch Traditionen gesichert, geschaffen haben, müssen wir heute aus *bewussten Einsichten und Erkenntnissen* heraus neu aufgreifen und in gestalterische Tätigkeiten überführen. Aus der Erfahrung zeigt sich zudem, dass Projekte – welcher Inhalte auch immer – nur eine Zukunftschance haben, wenn sie durch eine Anbindung an individuelle Menschen getragen werden. Das bedeutet, dass sich einzelne Menschen mit den Aufgaben ihres Projekts im Wesentlichen so verbinden, wie sich der Privatmensch üblicherweise um die Förderung seines persönlichen Wohlergehens kümmert. Das ist nicht zuletzt auch eine sozial-ethische Herausforderung, weil das Gemeinwesen jetzt nicht mehr Konkurrenz zwecks Vermehrung des Privateigentums erfordert, sondern Kooperation und Selbstverwaltung des Gemeingutes und seiner Entwicklung.

Die amerikanische Wirtschaftswissenschaftlerin und Umweltökonomin Eleonore Ostrom (*1933) hat gezeigt, dass ein auf kollektiver Kooperation beruhendes und selbstverwaltetes Bewirtschaften von Allmenden (eine alte Bezeichnung für das Allgemeingut) der privaten Konkurrenzwirtschaft und staatlichen Regulierung menschlich und sozial angemessener, ökologisch

und ökonomisch nachhaltiger und dieser daher in jeder Hinsicht deutlich überlegen ist. In den Feldstudien von Ostrom spielte die Walliser Gemeinde Töbel die Rolle eines Musterbeispiels dafür, wie gemeinschaftliches Gut in Selbstverwaltung durch alle direkt Beteiligten und mit *Menschenmaß* bis heute erfolgreich bewirtschaftet werden kann. 2009 erhielt Ostrom für ihre Untersuchungen als erste Frau den Wirtschaftsnobelpreis.

Entwicklung mit *Menschenmaß*

Angesichts der globalen Verwerfungen, die sich gegenwärtig in vielen Gesellschaften zeigen und die nicht zuletzt ein Protest vorab junger Menschen sind gegen die entfesselte Eigendynamik der liberalisierten Wirtschaft und ihrer ungezügelter Finanzmärkte, – angesichts solcher Umstände muten die Befunde von Ostrom alles andere als nostalgisch oder rückwärtsgewandt an. Dies gilt im Wesentlichen auch für das, was wir durch unsere Studien auf dem Weg nach Burgen und zurück gefunden haben. Das kann hier nicht weiter vertieft werden, soll aber deutlich machen, dass die Pflanzenkunde, die am Ausgangspunkt unserer Wanderung stand, weit über sich hinausführt, wenn wir denn die Gesichtspunkte dafür haben. Einer der wesentlichsten Gesichtspunkte ist sowohl methodischer als auch inhaltlicher Art: *Alles an den Menschen anschließen und mit dem Menschen in Beziehung bringen*.

Dies ist auch der Gesichtspunkt, der von Steiner als das *Wesentliche der Anthroposophie* dargestellt wurde: ein *Weg* zu sein, auf dem wir als Menschen in eine Verbindung kommen mit dem „*Geistigen im Weltenall*“ (oder dem All der Welt). Die naturkundlichen Studien zu „*Arve und Lärche*“ (RB 80), „*Arnika und Glockenblume*“ (RB 87) oder „*Gämsen und Steinwild*“ (RB 76), die an dieser Stelle schon veröffentlicht wurden, sind Beispiele von Schritten auf diesem Weg. Und der Beitrag über „*Die Honigbiene*“ und ihr merkwürdiges Dahinsterben (RB 84) kann aufzeigen, wohin der Weg führt, wenn wir weiterfahren wie bisher.